

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 4.

Posen, den 28. Juni 1927.

Nr. 4.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

3. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Der Lehrer antwortet nicht gleich. Er schaut sehr eifrig einem Ameislein zu, das sich abmüht, einen viel zu großen Halm zu schleppen. Und seufzt ein wenig. „Wenn man in der Welt ist, hat man Qual. Hölle gibt's schon hier genug. Warum noch eine andre suchen?“ „Wenn's aber der Pfarrer sagt?“ zweifelt das Margritli.

„Jeder sagt's, wie er's weiß,“ antwortet der Mann. Es gleitet langsam Sommer in den Winter — Winter in den Sommer über. Die Winter hier oben sind schwer und lang, die Sommer kurz und wonnig.

„Die Bauern säen und pflanzen, graben und ernten. Sie schaffen für ihre Scheuern, ihre Keller, ihren Geldsack!“ ereifert sich die Gotte neidisch.

Der Lehrer lächelt über ihren Haß. „Sie dienen dem Brot,“ sagt er. „Sie wachsen, reifen und vergehen — und nach zwei Geschlechtern schon sind sie vergessen. Sie sind ganz erdverwachsen, sind wie das Korn, das sie bauen, das reift und fällt und zu Brot wird — und damit ist seine Aufgabe gelöst.“

Das Margritli versteht das freilich nicht. Aber Firnhalter hat die Gewohnheit angenommen, laut zu denken in ihrer Nähe. Vielleicht ist's, weil sie nicht ewig fragt wie andre Kinder und so seine Gedanken nicht stört. Aber sie sinnt doch seinen Worten nach, und oft ist er betroffen, wenn er in ihre staunend aufgerissenen Augen schaut.

Manchmal nimmt er sich die Mühe und läßt sich zu ihrem kindlichen Standpunkt herab. Aber er vergißt es immer wieder, wer sie ist, vor ihren tiefen, aufmerksamen Augen.

Und wie die Jahre so kommen und gehen, fallen immer mehr von diesen achlos aus übergroßem Reichtum ausgekreuten Körnern in ein fruchtbares Erdreich. Aus dem scheuen, wilden Kind wird ein verstehendes Seelchen, ein guter Wanderkamerad im Sommer, ein leiser Gast an den langen, langen Wintertagen im Zimmerlein des Lehrers, das da „ob der Welt“ liegt.

Die drunten in den Tälern sitzen, die wissen gar nicht, was Winter ist! Hier oben liegt fünf Monate lang der Schnee und knirscht unter den Füßen oder unter den Äußen der seltsam geformten alten Schlitten. Ueber die weiten, weißen Hänge pfeift der Ostwind, die Wälder stehen weiß und schweigend in ihrer glitzernden Pracht, und der Bach ist eingefangt unter einer dicken Eiskruste. Von jedem Strohdach hängen ambitale Eiszapfen, die klingen wie eine Glode, wenn man daran schlägt.

In Margrits Zimmer tauen die Fensterscheiben den ganzen Winter nicht auf, und von den geweißten Wänden blüht der Reif. Der Atem gefriert an ihrer Bettdecke, aber sie schläft herrlich die ganze Nacht und blüht wie eine Winterrose.

Die Waldleute rücken nahe zueinander in ihren Häusern, spinnen, weben seidene Bänder und Tücher für

die Herren drunten im Tal, singen dazu und schwagen. Die Gotte geht zu ihrer Freundin, der Glaserfne, der einzigen Näherin des Dorfes, oder in die Bestunden, die im Winter auch häufiger gehalten werden als im Sommer. Der Lehrer sitzt in seinem Stübchen und arbeitet, ganz gleich, ob es Sonntag oder Werktag ist. Aber Margrit meint, in diesem Raum ist's immer Sonntag. —

„Es ist kein Segen auf Sonntagsarbeit,“ grämelt die Gotte. Sie hat eine grelle Stimme, die klingt wie eine Blechtrompete. Und was sie sagt, ist nicht gut. Sie spricht von keinem einzigen Menschen etwas Gutes, trotz dem Gesangbuch mit den goldenen Sprüchen. Der Lehrer aber schilt nie über die Menschen.

„Schau, sie müssen sein, wie sie sind,“ sagt er. „Wir müssen ja auch Schnaken und Bremsen haben, über die wir uns nicht freuen können. Die müssen stechen, damit sie leben können, sie sind so geschaffen. Es gibt eben solche — und solche — allerlei Arten von Viechern und Menschen.“

Seitdem glaubt Margrit, daß die Gotte stechen muß, um leben zu können, und sie gibt sich Mühe, ihr zu vergeben. Denn das muß man, sagt der Pfarrer. Aber es ist oft recht schwer.

Alle Jahre, so nach dem großen Herbstmarkt, kommt die Schwanderin heraufgestiegen und bringt Kleider und Schuhe, und irgend einen bunten Kram für die Jüngste. Sie sagt nicht viel. Schaut nur mit brennenden Augen auf die heranwachsende Tochter und läßt sich berichten, was es das Jahr über gegeben habe. Aber Margrit ist scheu und findet den rechten Ton nicht mit der schweigsamen Frau. Die Menschen, mit denen sie lebt, die Sorgen, die sie bedrücken, all das kennt ja die Schwanderin nicht. Und sie hört wieder zu, wenn die Mutter von ihrer Schwester Judith erzählt, wie sie ein meisterloses Ding sei und was für ein ungutes Leben man mit ihr habe. Sie reden aneinander vorbei, als sprächen sie eine fremde Sprache.

„Bleib nur du mir brav, Margrit,“ ist immer der Mutter letztes, fast flehendes Schlusswort.

Immer aber bleibt eine verworrene, dunkle Sehnsucht in Margrit, wenn die Mutter schon längst wieder fort ist. Irgendwie ist's, als tauchten aus ferner Vergangenheit Bilder auf von Tanz und Musik und Gelächter, von Flöhen und Händeln, Weindunst und jenem Zigarettenrauch, von dem immer ein Röcheln der Schwanderin in Haar und Kleidern haftete. Tagelang ist sie mürrisch und unzufrieden, und die Gotte muß mehr als gewöhnlich schelten und predigen. An solchen Tagen meidet Margrit auch des Lehrers Zimmer. Sie ist sich selbst zu viel, ist streitsüchtig in der Schule, und ihr Herz ist krank von Bosheit.

Bis sie den Weg zu ihm doch wieder sucht und ihr besseres Selbst wiederfindet. —

So geht die Zeit hin zwischen Kampf und Frieden, zwischen Traum und Wachen. Margrit streckt sich in die Länge, und die Kinderschuhe sitzen ihr noch locker an den Füßen. Und dann beginnt der Konfirmationsunterricht beim Pfarrherrn, denn am Palmsonntag soll sie eingeseget werden. Den ganzen Winter ist eine Spannung

in ihr — und doch hätte sie kaum sagen können, was sie von diesem Tag erhofft. Sie muß sich freuen — und weiß nicht, warum.

Am Tage vor der Einsegnung kam die Schwänderin auf den Wald heraufgestiegen und brachte der Tochter die Festkleider. Zum erstenmal sollte Margrit die Marktgräsertracht tragen und damit gleichsam auch bildlich die Kinderschuhe abstreifen. Die Mutter hatte das schwarze Gewand drunten anfertigen lassen, es packte sie auf wenige Aenderungen, welche die Glaserfine, die Näherin von Hergatingen, noch am Samstagabend vornahm.

Die Hellerwirtin hatte zum Ehrentag der Jüngsten nicht gespart, und die Gotte wurde sanft und friedlich angefaßt der vielen Herrlichkeiten, die morgen den Tisch glieren würden und an denen man noch vierzehn Tage hinterher zehren konnte.

Die Mutter selbst schmückte die Tochter zum Kirchgang, während die Glocken läuteten. Sie steckte ihr das dreieckige Spitzentuch hinten am Halsrand fest, führte die Enden kunstgerecht über die Brust und schlang sie hinten zu einem Knoten ineinander, wie es sich gehört. Dann band sie ihr das schwere seidene Fürtuch um, setzte ihr die breite Flügelhaube mit den Fransen auf und durchflocht das lange, reiche Haar mit dem schwarzen Seidenband zu zwei stattlichen Zöpfen.

Als aber Margrit so geschmückt neben der Mutter, die heute auch die Haube trug, ins Zimmer trat, schlug die Gotte die Hände über dem Kopf zusammen. „Jesus, Schwänderin, was habt Ihr gemacht! Kein einziges Maiddl trägt bei der Einsegnung die Haube, sie tun sie erst an, wenn sie zum heiligen Abendmahl gehn! Und nun läutet es ja schon, jetzt kann man die Zöpfe nimmer aufmachen! Oder vielleicht geht's, schnell, Ihr einen, ich einen —“

Schon griff die knochige Hand nach der einen der kuppernen Flechten, als Josias Firnhaldler eintrat, einen blühenden Schlehenzweig in den Händen. Nach ihrer Art belferte ihm die Jungfer sogleich die Sache vor. Er aber verwehrt ihr, das Haar zu lösen. Seine Augen hingen mit einem fremden Leuchten an der schlanken, adligen Gestalt in der stolzen Landestracht.

„Laßt sie, wie sie ist,“ sagte er ruhig. „Es schadet nicht, wenn sie nicht angetan ist wie die andern. Hat sie doch sonst auch keine Gemeinschaft mit ihnen gehabt. Sieh, Kind, den blühenden Schlehenzweig schnitt ich an einer geschückten Halde für dich.“

Margrit schaute mit strahlenden Augen zu dem Lehrer auf. Sie wußte, wo er diesen Zweig geholt hatte und daß er vor Tag hatte aufstehen müssen, um ihn zu brechen. Sie nahm einen Krug und stellte den stacheligen, schneeigen Zweig hinein auf den schon gedeckten Tisch. Aber ein kleines Nestlein brach sie davon ab und nestelte es an die Brust. Und dann ging sie, um sich zum Zuge in die Kirche den andern Konfirmandinnen anzuschließen.

Es war eine lange Feier in der schön mit Kränzen geschmückten ländlichen Kirche. Die Kinder mußten Sprüche und Verse sagen, und die alten Bauern und Bäuerinnen bewegten ihre Lippen und flüsterten die bekannten Worte leise mit. Margrit war die größte unter den Mädchen, und ihr röthliches Haar leuchtete unter der schwarzen Marktgräserhaube wie alter Kupferschmuck. Sie war die erste, die niederkniete und den Weihespruch empfing: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube.“

Die Hellerwirtin sah mit ihren glühenden Augen auf ihr jüngstes Kind. Weiß der Himmel, welche Gedanken und Hoffnungen sie bewegten. Die Lehrerschwester dachte: „Nun, wie Gott will. Ich hab' das Meinig' getan, und hab' das Maiddl in Gebet und Zucht auferzogen. Wär' aber die erste Schwandertochter, die ihre Krone behielt.“ Oben vom Chor, wo die Orgel stand, schaute Josias Firnhaldler auf Margrit hernieder. „Schlehdorn!“ dachte er. „Wehrhaft und herb — und

doch noch schneereiner Blüten! Wirst sie brauchen können, deine Dornen!“

Nach der Feier ging jede Familie mit ihrem Festkind zum Mahl, und auch im Lehrershaus versammelten sich die vier ungleichen Menschen zu einer Festmahlzeit. Es wollte aber keine frohe Stimmung aufkommen. Margrit war stumm und in sich gefehrt, die beiden Frauen führten ein gleichgültiges Gespräch. So oft Margrit die Blicke zum Lehrer erhob, sah sie seine Augen mit einem fremden Ausdruck, den sie nicht recht zu deuten wußte, auf ihrem Antlitz ruhen. Am Gespräch beteiligte er sich nur wenig. Nur einmal, als die Hellerwirtin meinte, jetzt sei es an der Zeit, daß Margrit heim komme, es sei jetzt groß und könne drunten mit Hand anlegen, da sagte er: „Ja, Was, groß ist das Margrit, aber ein Kind ist es dennoch. Und wenn Ihr es jetzt in Euren Hof mit hinunter nehmt, so wäre es besser gewesen, Ihr hättet es gleich drunten behalten. Laßt es uns noch ein paar Jahrlein da oben, es kann schaffen und braucht kein Kostgeld zahlen. Wenn es ein wenig älter ist und gefestigter, dann mag es gehen und schauen, wie es mit der Welt zurecht kommt und sie mit ihm.“

Da ließ sich die Frau bereden und gab ihre Einwilligung. Margrit wußte nicht, ob es ihr lieb oder leid sein sollte. Denn die Gotte war herb und bissig, und ein Tag ging hin wie der andere in tödlichem Gleichmaß. Aber von dem Lehrer fortzugehen, das hätte ihr weh getan.

(Fortsetzung folgt.)

Die Lawine.

Novelle von H. Nigreen-Wising.

Die Sache begann in aller Unschuld damit, daß der Großkaufmann Nichtenberg sein Portemonnaie im Bureau vergesselt hatte und deshalb seinen Stammkellner Jespersen bat, das Frühlück zu notieren. Und Jespersen, der von dem Großkaufmann, einem täglichen Frühstücks-gast des Cafés, immer gute Trinkgelber bekam, notierte bereitwillig die 2 Mark 25 Pfennig, die die Jeché des Stammgastes ausmachten.

Aber in seinem Innern war Jespersen gar nicht erbauet von dieser Kreditgewährung, denn es war der Vorleszte im Monat, und aus diesem Grunde hatten auch viele andere Stammgäste „ihr Portemonnaie vergessen“ — was Jespersen auszubaden hatte, weil er ja die Waren am Büfett bezahlen mußte.

Trotzdem verbeugte sich Jespersen tief und ehrerbietig vor dem Großkaufmann und dachte, er müsse nun eben andere darunter leiden lassen.

Als Jespersen am Abend nach Hause kam, fragte ihn seine Frau: „Hör mal, du hast wohl die 5 Mark für mich, die du mir versprochen hast?“

„Liebe Frau,“ sagte Jespersen, „du mußt schon noch ein paar Tage damit warten. Es ist ja Ende des Monats; du weißt, dann haben die Leute kein Geld — und ich kriegen deshalb auch keins.“

„Lieber Mann,“ meinte Frau Jespersen, „mach dir deswegen nur keine Sorgen! Ich helfe mir schon so.“ Und dann sprachen sie nicht mehr darüber.

Am nächsten Morgen ging Frau Jespersen zu ihrer Nachbarin, Frau Sörensen, hinüber, der sie 7 Mark 25 Pfennige schuldet. Die beiden Damen halfen sich öfters, wenn es haperte, mit kleinen Beiträgen aus.

„Liebe Frau Sörensen,“ begann Frau Jespersen, „hat es mit dem Geld, das ich Ihnen schuldig bin, wohl noch ein paar Tage Zeit? Ich habe nur 2 Mark 25 Pfennige, denn mein Mann hat mich mit den 5 Mark, die er mir versprochen hatte, im Stich gelassen.“

„Gott behüte,“ erwiderte Frau Sörensen. „Das hat ja gar keine Eile.“

Und die Damen trennten sich im besten Einvernehmen.

Frau Sörensen spielte leidenschaftlich in der Lotterie, zusammen mit ihrer ebenso spiellustigen Freundin Fräulein Holm, die Hausdame bei dem Konsul Svob, einem Witwer, war. Und nun traf es sich so unglücklich, daß Fräulein Holm im Laufe des Tages zu Frau Sörensen kam und um die Hälfte der Summe zur Erneuerung der drei halben Lose bat, die die beiden Damen zusammen spielten. Da es die letzte Ziehung war, handelte es sich um nicht weniger als 9 Mark 98 Pfennig, mit denen Frau Sörensen ihrerseits herausrücken mußte.

„Liebe Petrine,“ sagte Frau Sörensen zu Fräulein Holm, „das ist recht ärgerlich. Kannst du nicht bis morgen warten? Man hat mich heute mit 7 Mark 25 Pfennig, auf die ich sicher rechnete, im Stich gelassen.“

Fräulein Holm überlegte einen Augenblick. „Doch,“ meinte sie, „das kann ich.“
Vorwärts belbe Damen anfangen, Kaffee zu trinken und Gebäck zu knabbern.

Fräulein Holm sprach auf dem Heimweg bei der Witwe Madlen vor, etlicher Schwefel des Konsuls Svah.
„Ich sollte einen Gruß vom Herrn Konsul bestellen,“ sagte Fräulein Holm, „und fragen, ob die gnädige Frau und der junge Herr nicht Sonntag zum Mittagessen kommen wollen.“
Der junge Herr war der neunzehnjährige Sohn der Witwe Madlen, der sich augenblicklich zum Abiturium vorbereitete.
„Schönen Dank,“ sagte Frau Madlen. „Wir kommen gern. Wollen Sie nicht eintreten und eine Tasse Tee trinken?“
„Nein, ich danke sehr!“ erwiderte Fräulein Holm, die dieses Geheiß nicht liebte.
Die beiden Damen unterhielten sich noch eine Weile.
Auf einmal sagte Fräulein Holm: „Vergoß, nun hab' ich die 12 Mark ganz vergessen, die der Herr Konsul mir für die gnädige Frau mitzunehmen hat.“
„Das ist ja nicht so!“ erklärte die Witwe Madlen, die gerade heute mit dem Gelde gerechnet hatte. — „Ich kann sie mir ja am Sonntag gehen lassen.“
Dann verabschiedeten sich die Damen.

In Wirklichkeit war die Witwe Madlen sehr ärgerlich darüber, daß sie die 12 Mark nicht bekam, die sie vor einigen Tagen für ihren Bruder zu einem Geschenk zur Silbernen Hochzeit, in das sie sich teilen, ausgelegt hatte. Frau Madlen hatte ihrem Sohne nämlich 12 Mark versprochen, für die er sich Bücher kaufen wollte — Bücher, die zu seinem Examen unbedingt notwendig waren.
Sie ging zu dem jungen Manne hinein, der auf dem Diwan lag und Zigaretten rauchte, und sagte bedauernd: „Du darfst mir nicht böse sein, mein lieber Junge, aber kannst du nicht ein paar Tage mit den Büchern warten? Ich habe nämlich von Onkel Svah das Geld, das er mir schuldig ist, nicht bekommen, und es ist ja Ende des Monats.“

Der junge Hans Madlen schmolte.
„Ja, wenn es nicht anders sein kann, — aber es ist verflucht ärgerlich!“ sagte er verdrossen.
„Das ist es!“ gab seine Mutter bereitwillig zu.
„Und mein Examen hat darunter zu leiden!“ erklärte der Bursche und setzte seine Müttzermiene auf.
Vorwärts er sich demonstrativ auf dem Diwan umdrehte — und seiner Mutter den Rücken zeigte.
Als er wieder allein war, durchwühlte er seine verschiedenen Taschen nach Silbermünzen und zählte das Geld sorgfältig zusammen: Es war nur wenig mehr als drei Mark.
„hm!“
Wie in aller Welt sollte er nun dem Freunde die 12 Mark bezahlen, die er ihm schuldig war?
Denn die Bücher hätte er ja bei seinem Buchhändler auf Rechnung genommen und die 12 Mark für den Freund verwendet.
Das war eine verfluchte Geschichte.

„Du solltest dich was schämen!“ sagte der Freund, stud. phil. Axel Hermannsen. „Wovon soll ich nun die Miete bezahlen?“
Madlen sah unglücklich schuldbeladen aus.
„Wann kann ich das Geld denn kriegen?“ fragte Hermannsen.
„Ich hoffe, in ein paar Tagen!“
„So,“ brummte der Freund. — „Aber das ist doch wohl Aberglaube?“
„Das ist es!“ bestätigte Madlen.

Stud. phil. Hermannsen wohnte zur Miete in einem wohlgeheizten Zimmer mit eigenem Eingang für 20 Mark monatlich. Er hatte das Zimmer von der ziemlich kräftigen Damen Schneiderin Frau Hüfne gemietet, die die Zähne zeigte, wenn die Miete nicht am letzten im Monat bezahlt war.
Obwohl Hermannsen vorausbezahlt, hatte sie es zur unabweisbaren Bedingung gemacht, daß der junge Mann seine 20 Mark jeden Letzten an sie entrichtete.
Nicht ohne Angitterkeit teilte er ihr daher mit, daß sie ein paar Tage mit dem Gelde warten müsse.
Die gestrenge Dame maß den Unglücklichen von oben bis unten. Wenn ein Blick zünden könnte, so wäre der arme Hermannsen gänzlich vom Feuer verzehrt worden.
„Man hat mich selber mit 12 Mark im Stiche gelassen!“ führte er als wirklich entschuldigendes, milderndes Moment an.
„Kann ich vielleicht davon leben?“ fragte Frau Hüfne höhnisch und verließ ihn, schnaubend und die Tür zuschlagend.

Am Abend, als die junge Näherin, die der Frau Hüfne half, um ihre 30 Mark hat, sagte die würdige Dame kurz, klar und deutlich: „Sie müssen ein paar Tage warten!“
Und als das junge Mädchen die Arbeitgeberin erschaut und fragend ansah, wurde sie mit der freundlichen Replik abgefertigt: „Ja, zum Heuler, mich läßt man auch warten!“

Verzweifelt ging die junge Näherin nach Hause. Allerdings hatte sie in ihrer Kommodenschublade 8 Mark, die sie sich im Lauf des Monats extra verdient hatte, aber sie mußte ja, daß

ihr Onkel, der Tischschneider, bei dem sie wohnte, bestimmt damit rechnete, daß sie ihm 30 Mark brachte, die sie ihm für Kost und Logis bezahlte.

„Das ist ja mehr als entsetzlich!“ sagte der Tischschneider. „Hier steh' ich und soll dem Großisten Alttmann 47 Mark 85 Pfennig für Tuch bezahlen. Was soll ich armer, unglücklicher Mann anfangen?“

Großist Alttmann hatte stets Schwierigkeiten gehabt, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Aber bisher war es ihm doch geglückt, obwohl er in ziemlich gefährlicher Weise auf Wechseln ritt.

Er lag gerade da und berechnete, daß er am Ersten bloß 125 Mark herbeischaffen brauchte, um durchzukommen, als das Telephon klingelte und die klägliche Stimme des Tischschneiders um Frist bat.

Au!
Alttmann war sich in dem Augenblick unheimlich klar darüber, daß es ihm unmöglich sein würde, den Wechsel über die 125 Mark einzulösen, wenn die 47 Mark 85 Pfennig des Tischschneiders nicht rechtzeitig eingingen.

Er hatte ja blindlings auf den sonst so pünktlichen Schneider gebaut.

Na, da war nichts zu machen!
Die Sache blieb auf dem Direktor hängen.

Was sagen Sie da?
Großist Alttmann stand am nächsten Vormittag bei Direktor Smidt und bekannte seine mangelnde Fähigkeit, den Wechsel einzulösen, auf dessen Rückseite Smidts Name stand.

„Was sagen Sie da?“ wiederholte Smidt entsetzt. „Dann bin ich verkracht! Die Bank will nicht mehr.“
Und richtig. Direktor Smidt verkrachte. Die Bank war unerbittlich. Nun mußte es mit dem Konkurse endigen.

Als Smidt nach einstündiger peinlicher Konferenz mit dem Bankdirektor die Bank verließ, traf er seinen alten Freund, den Großkaufmann Nichtenberg.

Nichtenberg hörte, was geschehen war, und Smidt tat ihm leid.

„Frühstücke mit mir!“ sagte er. „Das ist viel besser, als den Mut zu verlieren — denn dazu ist kein Grund vorhanden.“

Und die beiden Herren gingen ins Kaffee und Frühstücken.

„Ach richtig, Jespersen!“ sagte der Großkaufmann beim Bezahlten. „Ich bin Ihnen von vorgestern noch 2 Mark 45 Pfennig schuldig. Bitte schön!“

„Ich danke!“ sagte Jespersen.
Aber keiner von den dreien ahnte, daß diese unschuldigen 2 Mark 45 Pfennig eine Katastrophe auf dem Gewissen hatten.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages Philipp Reclam jun., Leipzig, dem hübschen Buche „Auf und nieder“ von Algrcent-Willing der Reclam Universal-Bibliothek Nr. 6495 entnommen.)

Der Löwe der Meere.

Wenige Quadratkilometer groß ist der Streifen an der Patagonischen Küste, auf dem sich der wichtigste Teil des Lebens der Löwen der Meere abspielt. Auf einem 15 Meter breiten und kaum 6 Kilometer langen Küstenstreifen, der schroffen Felswänden zum Meere zu vorgelagert ist, sammeln sich in den Frühjahrsmonaten, die dort in der Zeit vom Oktober bis zum Februar liegen, die Seelöwen zum Liebeswerben. Es ist ein seltsames Schauspiel, wenn Hunderte und Tausende dieser Tiere, denen das gewaltige, weite Meer in all seiner Unendlichkeit Heimat ist, denen die Einsamkeit der unübersehbaren Wasserwüste Lebensinhalt wurde, sich hier auf engem, allerengstem Raume zur Geselligkeit, zur Fortpflanzung zusammenfinden. Selbst die Todesgefahr, die damit verbunden ist, denn die Menschen benutzen die Sorglosigkeit der liebhestollen Tiere zu einem gefährlichen Morden, hindert die Löwen der Meere nicht, alljährlich an denselben Ort zurückzukehren und ihren Frühling und ihre Liebeszeit von neuem dort zu erleben. Nicht bedacht ist der Strand mit dem im Wasser so pfeilschnellen und beweglichen, auf dem Lande so schwerbeweglichen und ungeschickten Seelöwen. Nur die Männchen haben sich zunächst eingefunden und harren der Weibchen, die sich langsam und schamhaft vom Meere her nähern. In den frühen Morgenstunden beginnt das Liebespiel. Die Männchen lassen ihre Lieder um Liebe und Sehnsucht erschallen in einem ohrenbetäubenden Gebrüll, das Luft und Meer erzittern macht, und auf viele Kilometer hin hörbar wird. Diese Liebeslieder locken die jungen schlanken Weibchen von ihren Tummelplätzen im Meere immer näher zur Küste. Unfern am Ufer spielen sie ihr harmloses, kokettes Hochzeitspiel, bis die ungeduldrigen Männchen rasend vor Erregung sich in die Fluten stürzen und das erwählte Weibchen mit Gewalt ans Land treiben. Der Löwe der Meere ist ein Sultan, der sich einen reichlichen Harem mit Hilfe seiner körperlichen Kräfte sichert. Blütige Kämpfe spielen sich schon vorher zwischen den Männchen ab, und die Sieger rauben soviel Weibchen sie immer erlangen mögen.

In den Felshöhlen am Strande entwidet sich dann ein krankliches Familienleben, das ständig bedroht ist von der Schar der Junggesellen, die kein Weibchen erobern konnten und nun in Scharen gemeinsam Ueberfälle auf die glücklichen Familienväter arrangieren. Wieder beginnt eine Zeit blutiger Kämpfe. Die glücklichen Pascha verteidigen ihren Harem gegen den Einbruch der Störenfriede. Doch nicht immer gelingt die Abwehr, und gar manches Mal bleiben die ehemals glücklichen Bestzer zerfissen und zerbitzen auf dem Kampfplatz zurück, während die stegreichen Räuber mit ihrer Beute, dem eroberten Weibchen, in eine andere nahe Felsenhöhle flüchten. —

Die Jäger an der Patagonischen Küste haben auf dem schmalen Küstenstreifen bis zu 60 000 Löwen der Meere geschätzt. Kurz nachdem die Jungen zur Welt gekommen sind, beginnt das große Morden. Die Tiere sind trotz ihrer Blumpheit nicht sehr scheu, sondern zutraulich, phlegmatisch und faul und lassen sich selbst durch die Gefahr nicht aus der Ruhe ihres Familienlebens, dem bald wieder die Einsamkeit der Meere folgt, aufschrecken. Sie werden zum Teil so zahm, daß sie sich füttern lassen und aus der Hand fressen.

Zu spät bereuen sie ihre Vertrauenseligkeit. Von der Seeite her, ihnen den Zugang zum reitenden Meere abschneidend, schleichen die Jäger, die schußbereite Repetierbüchse in der Hand, an die friedlich spielenden Tiere heran. Zwar für die Weibchen und die Jungen herrscht in diesen Monaten noch strengste Schonzeit, aber die Männchen werden fast restlos abgeschossen, soweit es ihnen nicht gelingt, in verzweifeltstem Durchbruch sich in das schäumende Meer, in die Tiefen des Meeres zu retten. Viele Tausende werden auf diese Art in jedem Jahre erlegt. In besonderen Fabriken wird ihr Speck zu Tran ausgekocht und das Fell zu Leder verarbeitet. Diese übertriebene und äußerst schmierige Arbeit wird fast nur von gescheiterten Existenzen, von strupellosen Abenteurern verrichtet, die aus aller Herren Länder zusammenströmen, um mit diesem Mordhandwerk, diesem Hinterschlachten und Ausweiden, das jedem wirklichen Wesen der Jagd fremd ist, reiche Beute einzuhemfen, denn die Arbeit wird hoch bezahlt. Bei freier Station erhalten die Seelöwenjäger und Verarbeiter monatlich durchschnittlich 1800 Mark.

Die Weibchen und die Jungen sind nach dem Massenmord erschreckt ins Meer hinaus gestürzt und kehren erst langsam und nur vereinzelt in den Monaten Mai und Juni in die Nähe der Küste zurück, wo auch von ihnen noch ein Teil der unersättlichen Mordgier der Seelöwenjäger zum Opfer fällt.

Aus aller Welt.

Der „zahme“ Leopard. Man kennt die Schnurre von dem Hausherrn, dem plötzlich der Hofhund laut bellend entgegenstürzt. Auf den kaltblütigen Zuspruch des Besitzers: „Wissen Sie denn nicht, daß Hunde, die bellen, nicht beißen?“ erwidert er: „Weiß ich, aber weiß es der Hund?“ — An diese vermutlich erfundene Geschichte erinnert das tatsächliche Erlebnis eines Polizeiergeanten, das aus Chicago berichtet wird. Einer von den Millionären der Millionenstadt, Herr Wentworth, hatte kürzlich aus Afrika ausgerechnet zwei — angeblich zahme — Jagdleoparden mitgebracht und ließ sie in Haus, Hof und Garten frei herumlaufen. Es dauerte nicht lange, so beklagten sich Ausläufer und Nachbarn über Angriffe, die das Raßenpaar hintertäts auf Rockflügel und Hosenböden zu unternehmen beliebte. Darum entsandte der Polizeichef den Sergeanten Britton, auf daß er den Fall untersuche. Herr Wentworth empfängt ihn aufs lebenswürdigste, führt ihn ins Besuchszimmer, wo die Leoparden fromm und unschuldig wie Lämmer auf ihrem Kissen liegen, und fordert ihn auf, „die süßen Tierchen“ ungeniert zu streicheln. Allein der Sergeant erklärt, Streicheln sei keineswegs seines Amtes, und schickt sich seinerseits an, die vielfachen Beschwerden an den Mann zu bringen. Statt sich aber zu verantworten, drückt ihn der Herr des Hauses in einen Stuhl, schlägt ein dickes Buch auf und liest ihm eine Abhandlung über die völlige Harmlosigkeit solcher Tiere vor. Zuerst wirft Herr Britton dann und wann argwöhnische Blicke auf die Raßen, die sich jedoch, verschlafen blinzelnd, scheinbar gar nicht um ihn kümmern; bald aber fesselt ihn die Vorlesung so, daß er deren Objekte fast ganz vergißt. Herr Wentworth hat eben vorgetragen: „Es ist noch kein Fall vorgekommen, daß ein Jagdleopard einen Menschen angegriffen hätte, ohne von diesem gereizt worden zu sein.“ da stößt der Besucher ein Gebrüll aus und springt wie verrückt vom Stuhl auf. An seiner Wade hängt mit Krallen und Zahn eines der süßen Tierchen, das sich lautlos herangeschlichen hat. Herr Britton, nicht faul, zückt den Polizeiknüppel und klopft die Bestie auf den Schädel, daß es dröhnt. Worauf sie verduzt die ledere Beute fahren läßt und mit Gejaul nach ihrer Operationsbasis, dem Kissen, sich zurückzieht, dort aber sogleich, behaglich schnurrend, das obrigkeitliche Blut von den Krallen leckt. „Verdammt sei Ihr Buch!“ schreit der Sergeant recht den Vorleser an; „habe ich das Vieh etwa gereizt!“ Herr Wentworth indes ist nicht so leicht kleinzukriegen. „Aberdings,“ erwidert er unverfroren, „Sie haben die Leoparden nicht im Auge behalten, und das fassen selbst die zahmsten als Kränkung auf. Hören Sie nur die diesbezügliche Stelle aus meinem Buche.“ — „Lesen Sie sie gefälligst Ihren Leoparden vor! Die scheinen es nötiger

zu haben als ich.“ Nachdem er also gesprochen, zog Sergeant Britton hinkend und fluchend, mit zeretzter Hose und blutendem Beine ab, um höheren Orts die erforderlichen Maßnahmen zu veranlassen.

Allerlei Wissen.

Ein neuer Komet. Ein Telegramm der Kopenhagener Sternwarte meldet, daß der Astronom Gale in Sydney am 7. Juni einen neuen Kometen 8. Größe im Sternbild des „Südlichen Fisch“ entdeckt hat. Es ist dies der sechste Komet des Jahres 1927. Er trägt die Bezeichnung 1927 f (Gale). Laut Mitteilung der Sternwarte Agter ist der Komet am 10. Juni auch gesehen worden.

Einbruchssichere Bantgewölbe. Die Bank von England hat einen Umbau ihrer Gewölbe vorgenommen und dabei ganz moderne Sicherungsvorrichtungen eingeführt. Die Gewölbe können nunmehr von drei verschiedenen Stellen aus unter Wasser gesekt werden, und zwar von der Bank selbst, von einem bestimmten Punkt in London und von einer Stelle aus, die zehn Meilen außerhalb der Stadt liegt.

Das Pferd als Bazillenträger. Ein französischer Tierarzt behandelte bei einem Vortrag in der Pariser Sorbonne die Rolle des Pferdes als natürlichen Träger von Diphtheriebazillen, die sich namentlich in den Weichteilen der Nase und in offenen Wunden von Pferden vorgefunden hätten. Mit dem Verschwinden des Pferdes, durch seinen Ersatz durch das Auto, hofft man, die Uebertragungsmöglichkeiten dieses Bazillus weiterhin zu vermindern.

Fröhliche Ecke.

Der Wiesmaher. „Verreisen Sie, Herr Nachbar?“

„Na wo — ich werde mir doch nicht den schönen Urlaub im Hotelstübchen verregnen lassen!“

„Aber es kann doch sonnig sein!“

„Na also — meinen Stihlschlag kann ich mir auch zu Hause holen!“ (Kladderadatsch)

Das Ideal. Herr Grundig stand in dem Ehevermittlungsbüro „Modern“.

„Haben Sie keine Dame in Ihren Listen, von vornehmer Zurückhaltung, musikalisch?“

„Aber gewiß doch! Eine Dame ist dabei, die kann Klavier spielen und tut's nicht.“ (Meggendorfer Blätter)

Billiger Mat. Hausfrau: „A bisserl wenig dran is halt an dene Fijcherln.“

Händlerin: „Brat'ns Cahna a paar Rabi — da lönnas d' Schwänz' aa mißsnabulter n!“ (Liegende Blätter)



„I will mi net aufregen, sonst trifft Ihnen der Schlag, Sü Schlemmgurgler, Sü.“

Diese kleine Probe ist dem humoristischen Teil der neuesten „Jugend“ entnommen, die auch alles hält, was das verblüffend originelle Titelblatt von Dugo verspricht. A. M. Frey, Karl Kinndt, Helge Krog, Ostar Maria Graf sind neben den ständigen Mitarbeitern im literarischen Test vertreten. Die zeichnerischen Beiträge von Max Schwarzer, Theo Scharf, Kurt Werth, Tilly Wencher, Karl Holz, W. Frischmann, J. Heubner, W. Teufsch u. a. verleihen dem Heft einen künstlerischen Reiz.

Verantwortlich: Hauptredakteur Robert Styra, Pognast.